



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hehn, Victor: Gedanken über Goethe : 2. Stände : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gedanken über Goethe.

Von Victor Hehn.

2. Stände.

(Schluß.)



Alles Bisherige, wie wir es Goethes Werken entnommen haben, ist, mehr oder minder, ein Jahrhundert alt, und seitdem hat sich viel verändert. Die bürgerliche Sittlichkeit, jene enge, aber warme und in sich reiche Sphäre, sie besteht fast nur noch in entlegenen Gegenden, an kleinen Orten, in zufällig verschonten Kreisen. Sie ist verdunstet, wie ein edler alter Wein, der offen stehen geblieben ist, der Luft und dem Lichte ausgesetzt. Und wie in der Revolution die goldnen und silbernen Gefäße, die kunstreichen Schalen aus altem Familienschätze, die Leuchter und Kelche vom Altar eingeschmolzen wurden, um Geld daraus zu prägen, so lösten sich unter eifrigen Händen auch die mannichfachen Bildungen der Gesellschaft auf, um öde und gleichmäßig zu Zahl und Ziffer, zu Atomismus und Mechanik zu werden. Wen kümmert noch die Nachbarschaft? Schon der Schatzmeister im zweiten Teile des „Faust“ klagt darüber:

Wer will jetzt seinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für sich zu thun.

Und wenn die beiden Episteln über das Unheil des vielen Lebens sich verbreiten und der Hausvater am Schlusse ausruft: Hätte ich noch so viel Töchter,

es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
über die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher versendet —,

so dringt jetzt nicht das Buch, das wäre noch das geringere Übel, sondern die Zeitung jeden Tag, ja zweimal des Tages, in die ärmste Hütte und ist unermülich beflissen, den Samen der Unzufriedenheit auszustreuen und die Ehrerbietung, den Glauben an ein Höheres zu zerstören. Alle Schranken sind gefallen, und so ist alles beweglich geworden, selbst der Grund und Boden, jedes Erbe der Vorfahren. Die Eisenbahn, die Todfeindin heimatlicher und herzlicher Gefühle, versammelt immer mehr Menschen in den großen Mittelpunkten; dort wirbeln die Sandkörner durcheinander, und zuletzt zerfällt alles in den einen großen Gegensatz von Arm und Reich, abzehrendem Elend und schwelgerischem Übermut. Sich in das Werk seiner Hände zu vertiefen, kann keinem Meister mehr einfallen, denn die Fabrik, die Maschine ist ihm weit voraus, und wenn er nicht Marktschreier und Lügner ist, wird sein Erwerb bald stocken, und er

muß es dann mit ansehen, wie andre, die ein leichteres Gewissen haben, in ihrem Geschäft fortkommen und gedeihen. Durch Schulen wird die Bildung bis in die untersten Schichten verbreitet, aber die Bildung ist nur schön, wenn sie vollendet ist, und da sie das für die Menge nicht sein kann, so giebt sie für die verlorene Sicherheit der Natur keinen oder nur trügerischen Ersatz. Jeder glaubt alles zu verstehen, und je weniger sein Urtheil über Menschen und Verhältnisse zulange, mit umso schönerem, selbstgefälligerem Dünkel giebt er es ab, am liebsten in der Form höhnischen Witzes, der das Ideal und alles Bestehende zerlegt.

Weniger als die bürgerliche Mittelklasse hat dieser Verlauf der Dinge den Adel und die höhere Gesellschaft betroffen — obgleich auch diese mit jedem Jahre mehr durch die an einen fremden Stamm geknüpften Plutokratie aus ihrer Stellung gedrängt und durch das Konnubium mit derselben innerlich, bis auf den letzten Blutstropfen und die geheimste Regung des Gemüthes und Gewissens, verwandelt wird. Zu Goethes Zeit bildete der Adel noch eine eigne Welt, die seine Hand gleichfalls in sprechenden Lebens- und Sittenbildern vor uns ausbreitet. Wir versuchen auch diese Eigenheiten zu sammeln und sie nach des Dichters Vorgang dem Bürgertum, wie es war und ist, gegenüberzustellen.

Schon in den Jugendwerken finden sich einzelne Züge der Art zerstreut, z. B. in Auerbachs Keller:

Sie sind aus einem hohen Haus,
Sie sehen stolz und unzufrieden aus*) —

oder Mephisto zu Gretchen (um sie als Fräulein zu bezeichnen):

Sie hat ein Wesen, einen Blick so scharf —

oder Gretchen allein:

Er sah gewiß recht wacker aus
Und ist aus einem edlen Haus,
Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär auch sonst nicht so keck gewesen —

oder Gretchen von ihrem Schmuck:

Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchsten Feiertage gehn.

Welchen Begriff sich der junge Dichter von der adlich-diplomatischen Gesellschaft machte, geht aus dem zweiten Teil von „Werthers Leiden“ besonders deutlich

*) Man vergleiche damit im Philander von Sittewald (wir brauchen unsre heutige Orthographie): „Mancher Pfefferjack, Blacker (d. h. Schreiber, Tintenkleber) und Bärenhäuter, sobald er in ein fremdes Land kommt, eine wohlgeübte Zung hat, saur sehen kann, einen sammeten Muzen (d. h. Rock, Wams) zahlen kann, will mit Don und Señor traktirt werden.“ Auch hier also die Unzufriedenheit, das Sauersehen als Kriterium der Vorurtheilhaftigkeit. Solcher altpopulären Züge, Meinungen, Vorurtheile, Sprachwendungen unzählige bei Goethe.

hervor. Dort gilt die äußere Schicklichkeit alles, das Herz, der innere Mensch nichts. Werther findet „unter dem garstigen Volke“ nur „glänzendes Glend, lange Weile“; es herrschen „die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften,“ am meisten die Rangsucht; „sie passen nur auf, wie sie einander ein Schrittchen abgewinnen können“; da ist ein Weib, die unterhält jedermann von ihrem Adel; eine andre hat „keine Stütze, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in dem sie sich verpalissadirt, kein Ergötzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter hinwegzusehen.“ Werther hat sich eines Abends nach Tisch zu lange im Hause des Grafen aufgehalten; da kommt allmählich die „noble Gesellschaft,“ in die er nicht hineingehört, und sie machen, da sie ihn erblicken, „ihre hochadlichen Augen und Naslöcher,“ und es kommt soweit, daß der Graf den bürgerlichen Eindringling bitten muß, sich zu entfernen. Werther thut das gern und fährt auf einen Hügel, die Sonne untergehen zu sehen und dabei im Homer zu lesen — wiederum die Unendlichkeit des Gemütes im Gegensatz zu den Schranken der Konvention. Nachher hört er, daß die Geschichte von Mund zu Munde geht und schadenfroh weiter erzählt wird, und daß man ihm, dem Übermütigen, der, weil er geistreich ist, sich über alles glaubt hinwegsetzen zu können, die empfangene Züchtigung gönnt, und dies Gerede kränkt ihn ernstlich und ist ein Grund mehr, seinen Abschied zu fordern. Hier haben wir auch bei Goethe den Freiheitskampf des achtzehnten Jahrhunderts, die Erbitterung gegen die überlieferten Stufen und Stände, jene Gesinnung, die in soviel Dramen, in denen alle Höhergestellten als ebensoviele Bösewichter erschienen, zum Ausdruck kam, am grellsten und glühendsten, unvergänglich bis auf den heutigen Tag, in „Kabale und Liebe.“ Doch Goethe blieb dabei nicht; bald sollte sich ihm in Weimar das Leben der Vornehmen auch von der positiven Seite zeigen, als eine gleichfalls inhaltvolle Form des Menschlichen; und Werther selbst sagt dazwischen auch: „Zwar weiß ich so gut als einer, wie nötig der Unterschied der Stände ist, wieviel Vortheile er mir selber schafft, nur soll er mir nicht gerade im Wege stehen“ u. s. w.

Goethe kam als Natursohn nach Weimar, voll jugendlicher Lebenskraft, geplagt von einer rastlosen Phantasie, und darum von unnenmbaren Stimmungen, nachlässig in der Haltung, zutraulich in der Rede, voll Hingabe und offenen Herzens, bald hingeschmolzen, mädchenhaft weich, bald brausend und wild — und nun sollte er lernen, im Verkehr edler Menschen der höhern Macht der Sitte sich beugen und mit behutsamer Mäßigung sein Inneres halb darstellen, halb verhüllen. In einem langen Unterricht weihte ihn Charlotte von Stein, die Besänftigerin, die Beichtigerin, wie er sie nennt, zu dem neuen Berufe ein; seine tiefe sittliche Anlage kam dem Werke der Umwandlung helfend entgegen. Die Aristokratie befeindete den Emporkömmling mit allen Kräften, heimlich und öffentlich, so der Minister Freiherr von Fritsch, der ehemalige Erzieher des Herzogs Graf von Görz, selbst Dalberg — und hatten sie nicht Recht? War

er doch bloß ein Bürgersohn aus Frankfurt, ohne Vermögen, denn der sparsame Vater gab nicht gern etwas her, jung und in Staatsgeschäften völlig unerfahren, dazu, was schlimmer als alles war, ein Dichter, ein sogenanntes Genie? Gab er sich nicht wirklich Blößen genug durch Unvorsichtigkeit, durch Ausschweifung in Worten und Werken? Die übertriebensten Nachrichten gingen darüber in Deutschland um und wurden von dem Adel, der alle Vorzimmer der kleinen Höfe erfüllte und bewachte, weiter verbreitet. *) Doch es war das Zeitalter des Absolutismus, und so hielt ihn die Gunst des Herzogs, der selbst den Knabenjahre eben erst entwachsen war und darum das Herkommen nicht achtete. „Es ist wahr, schrieb Merck im Jahre 1777, die Vertraulichkeit zwischen dem Herrn und Diener geht weit, allein was schadet das? Wärs ein Edelmann, so wärs in der Regel.“ Ein halbes Jahr nach seiner Ankunft schon wurde der neue Günstling Geheimer Legationsrath mit 1200 Thalern Gehalt (damals mehr als jetzt) und Sitz und Stimme im geheimen Konseil, dann im Jahre 1779 Geheimrath (über diesen Titel schrieb er seiner Freundin die bezeichnenden Worte: „Es kommt mir wunderbar vor, daß ich so wie im Traum die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Deutschland erreichen kann, betrete“), endlich 1782 durch Diplom des Kaiser Josephs II. förmlich in den Adelsstand erhoben. Letzteres enthielt schon eine Nachgiebigkeit gegen die herrschende Meinung, denn damit war das Ärgerniß gehoben, einen Bürger bei Hofe und in nahen Beziehungen zu dem Fürsten und der fürstlichen Familie zu sehen. Unterdeß aber war er selbst ein anderer geworden: von der Rundreise, die er 1782 unter feierlichen Ehren als Abgesandter des Herzogs an die thüringischen Höfe machte, schrieb er: „Ich versuche alles, was wir zuletzt über Betragen, Lebensart, Anstand und Vornehmigkeit abgehandelt haben, lasse mich gehen und bin mir immer bewußt,“ und im Jahre 1784 sagte Frau von Lichtenstein in Gotha von ihm aus, er könne jetzt in guter Gesellschaft nicht bloß empfangen werden, sondern nehme diese auch durch Liebenswürdigkeit für sich ein (Brief vom 20. Juni). Und es war nicht bloß eine äußere Übung oder ein übergeworfenes Gewand; die Anmut und Milde des Benehmens war nur der Widerschein der innern Reinheit und Güte, die er in langen Seelenkämpfen erstrebt und erreicht hatte — worüber das Tagebuch und der Briefwechsel die rührendsten Zeugnisse enthalten. Glücklicher, stärker als sein Tasso, hatte er die Herrschaft über sich gewonnen; er

*) Eine Stelle am Anfang des 8. Buches von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ scheint eine Erinnerung daran zu enthalten. Werner, der seinen Freund Wilhelm nach langer Zeit wieder sieht, schüttelt den Kopf und sagt: „Man sollte doch auch nichts glauben, als was man mit Augen sieht! Mehr als ein dienstfertiger Freund hat mir versichert, du lebst mit einem lieberlichen jungen Edelmann, führtest ihm Schauspielerinnen zu, hältst ihm sein Geld durchbringen und seiest schuld, daß er mit seinen sämtlichen Anverwandten gespannt sei.“ Was Wilhelm darauf erwiedert, paßt auf des Dichters eignes Leben und seine Beurteiler.

war Edelmann geworden — durch Adel der Gesinnung, Hofmann — durch Höflichkeit des Herzens (aus Ottiliens Tagebuche: „Es giebt eine Höflichkeit des Herzens, sie ist der Liebe verwandt; aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens,“ und kurz vorher: „Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte“), zurückhaltend, oft schweigsam, denn in der Welt traten ihm in wechselnder Mischung Bosheit und Gewöhnlichkeit entgegen, und er hatte viele Schätze zu hüten. Anfangs mochten die Freunde, sie, die am Ufer geblieben waren, mit Besorgnis auf ihn blicken, wie er sich auf einem neuen Element eingeschifft hatte und mit Sturm und Wellen kämpfte; die Mutter lud ihn zur Rückkehr ins elterliche Haus ein, aber das ging nicht mehr an: „das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens hätte ihn rasend gemacht“ (Brief an die Frau Rat, 11. August 1781), und er mußte das „Notdürftige und Angenehme“ des väterlichen Hauses und die darin herrschende „unbedingte Ruhe“ verschmähen (ebenda). Eben aus jenen kleinen bürgerlichen Verhältnissen hatte er sich ja emporgearbeitet, sich von Schlacken gereinigt und dabei unsäglich ausgestanden (an Jacobi, 17. November 1782). „Wilhelm Meister“ ist das Werk, in der diese Erhebung schrittweise dargelegt wird; es ist die Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung“ und zeigt uns, um es kurz und bündig zu sagen, wie der Bürgermann zum Edelmann wird. Tiefer und schärfer läßt sich der Unterschied beider Stände nicht aussprechen, als es Wilhelm in seinem Briefe an Werner gethan hat (Buch 5, Kap. 3). Was hier in sinnvollen, aber allgemeinen Formeln niedergelegt ist, entfaltet der ganze Roman, wie später die „Wahlverwandtschaften,“ in einer Reihe lebendiger Szenen und individueller Figuren. Was kann feiner dem Leben abgelauscht sein, als die Ankunft der Schauspielertruppe auf dem Schlosse des Grafen, die Verwirrung dort, die nicht gehaltenen Versprechungen, Wilhelms und Philinens Rolle bei den Lustbarkeiten und geheimen Liebeshändeln, das gereimte Pasquill, die einbrechende Gemeinheit bei den Prüiteln, die der Pedant erhält, das Protegiren und Beschenken, die Ankunft des Prinzen, das Geld, das Wilhelm annimmt (auch Werther trug 25 Dukaten mit nach Hause), die mehr französische als deutsche Bildung, die improvisirte Bühne und auf ihr die Huldigung durch Emblematik und Allegorie, das Spiel mit idealen Mächten als Mittel gegen die Langeweile, die Leichtigkeit und der Leichtsinns bei ernstern Geschäften, die allmächtige Herrschaft eines schönen und lebenswürdigen, aber trüglichen Anstandes („Wilhelm sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe und wunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten“), Lothario, der, wie es sich für den Baron schickt, wegen eines Frauenzimmers ein Duell hat und darin verwundet wird, der die Tochter eines seiner Pächter liebt und sie dann anderswohin verheiratet, während er die Schauspielerin Aurelie, deren Gunst er auch genossen hat, dem bitteren Gram

überläßt, Sarno, in dem Wilhelm einen beobachtenden, herzlosen Weltmann findet („der Edelmann sei kalt, aber verständig, verstellt, aber klug“) und der ihm dennoch, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab (er trägt in manchen Zügen das Antlitz Herders, wie seine spätere Gattin Lydie das der Karoline Flachsland, der Elektra), vor allem ihn mit Shakespeare bekannt macht (der Dichter hätte, wenn dies angegangen wäre, statt Shakespeares auch seine eignen Werke nennen können, die auch die damalige Wichtigkeit wie ein Feuer verzehrten) u. s. w. Gegen Ende des Romans steigen wir allmählich in eine höhere, edlere Bildungs- und Gefinnungssphäre auf; durch furchtbare Schicksale, durch Krankheit und Tod vertieft sich die Betrachtung, läutert sich die Ansicht des Lebens, die trübe, verworrene Leidenschaft löst sich in weise Humanität auf. Wilhelm, der anfangs auf so vielen falschen Wegen irrte, hat sich zurechtgefunden; er hat im Umgang mit edeln Frauen und äußerlich reichen und vornehmen, innerlich gehaltvollen Männern die Harmonie von Geist und Körper erreicht, die die Idee des Adels bildet, er hat sich z. B. fleißig im Fechten und Tanzen geübt; und um des Gegensatzes willen kommt noch zuletzt Werner, der erwerbssame prosaische Bürgermann, hinzu, mit der spitzen Nase, dem Rahlkopf und der hellen, schreienden Stimme, und findet seinen Freund „größer, stärker, gerader, in seinem Wesen gebildeter und in seinem Betragen angenehmer geworden“ — „setzt nur einmal, rief er, wie er steht, wie das alles paßt und zusammenhängt!“ — und was er sonst noch ähnliches hinzusetzt. Ebendahin gehört die schöne Verteidigung des weiblichen Putzes, in einer Zeit, deren Prophet Jean-Jacques, deren Fahne rohe Natürlichkeit war: „Wie thöricht lehnen sich doch so viele Dichter und sogenannte gefühlvolle Menschen gegen Putz und Pracht auf und verlangen nur in einfachen, der Natur angemessenen Kleidern die Frauen alles Standes zu sehen“ u. s. w., und zum Schlusse: „Wenn Minerva ganz gerüstet aus dem Haupte des Jupiter entsprang, so scheint diese Göttin [die Gräfin] in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu sein!“

Auch in den „Wahlverwandtschaften“ sind wir ganz auf dem adlichen Schlosse und nehmen Teil an den Liebhabereien, Gefinnungen, Beschäftigungen des Adels: da werden Bau- und Parkanlagen gemacht, lebende Bilder aufgeführt, Klavier und Flöte gespielt, Luftfahrten unternommen, Pferde nach Tische besehen (wie im „Wilhelm Meister“ 3, 8 auch Hunde und — Schauspieler); da geht der Herr Baron, weil zu Hause die Dinge sich verwickelt haben, wieder ins Regiment, vermutlich in kaiserliche Dienste, und verdient sich militärische Orden. Auch die Liebe untergeordneter Personen zu adlichen Fräulein ist nicht vergessen, aber sie muß ein Geheimnis bleiben und erregt nur Lächeln, wenn sie sich verrät. Die Ehe in ihrer Zerrüttung wirkt umso ergreifender, als die Naturgewalt der Leidenschaft mitten in einem Reiche der Selbstbeherrschung und geselliger Formen nicht roh ausbrechen darf und nur wie unter einer Hülle lodert und das Herz

verzehrt. Arbeitame Bürgerleute haben gleichsam nicht Zeit, in der Ehe unglücklich zu sein; in dem schönen Müßiggang vornehmer, von der Notdurft nicht gedrückter Menschen schweifen die Gedanken leicht aus dem gezogenen Kreise, der Umgang der Geschlechter, das Spiel der Liebe wird zur Unterhaltung, zum Geschäft des Lebens, und führt oft zu tiefem Fall und tragischem Verderben. So heißt es schon in den „Bekennnissen einer schönen Seele“: „Er sagte mit einem tiefen Seufzer: Als ich die Schwester sah die Hand hingeben, war mir, als ob man mich mit siedheißem Wasser begossen hätte. Warum, fragte ich. Es ist mir allezeit so, wenn ich eine Kopulation ansehe, versetzte er. Ich lachte über ihn und habe hernach oft genug an seine Worte zu denken gehabt.“ Auch die junge schöne Gräfin im „Wilhelm Meister“ lebt in unglücklicher Ehe mit ihrem wunderlichen Manne; ihre Liebe zu Wilhelm und die seinige zu ihr vergleicht der Dichter zwei feindlichen Vorposten, die von den beiden Ufern eines Stromes, der sie trennt, friedliche Grüße wechseln, ohne des Krieges zu gedenken. Später suchte sie, wie so oft Frauen höhern Standes, ihr Leid durch Wohlthätigkeit zu mildern; als Wilhelm dies hörte, machte es ihn äußerst traurig: er „fühlte, daß es bei ihr nur eine Notwendigkeit war, sich zu zerstreuen und an die Stelle eines frohen Lebensgenusses die Hoffnung fremder Glückseligkeit zu setzen“ (Buch 7, Kap. 6). Daß dem Dichter, obgleich er seinen Wilhelm den höhern Ständen, als einem weiteren und edleren Dasein, zuführte, doch die Schwächen derselben wohl zum Bewußtsein kamen, geht schon aus den oben angeführten Zügen hervor, und so spielt auch hier, wie bei Schilderung des Bürgertums, ein unmerkliches Lächeln um den Mund des Erzählers; er scheint ganz in der Sache zu stehen, und doch schwebt sein Blick drüber. Schon die Parallele, in die hier das Theater und die höfischen Sitten gestellt sind, enthält eine leise satirische Andeutung. Da der Weltmann sich nicht geben kann, wie er wirklich ist und fühlt, lebt er nicht auch im Reiche des Scheines, als eine Art Schauspieler? Und muß umgekehrt der Schauspieler nicht auch sein Außeres bilden, die Befangenheit ablegen, in Gang und Geberde, im Blick der Augen und im Klang der Stimme jene vollendete Persönlichkeit zu gewinnen suchen, die Wilhelm als Vorzug derjenigen, die auf den Höhen des Lebens geboren sind, bewundert? Doch bei diesem parodischen Abbild des Adels, bei den Zigeunern, wie sie Tarno nennt, konnte Wilhelm nicht bleiben; er erhält die Warnung: flieh, Jüngling, flieh! und später kann er nicht Übles genug von seinen frühern Kunstgenossen sagen, und merkt nicht, daß er, indem er sich gegen ihr niedriges Treiben ereifert, die Welt selbst, wie sie ist, geschildert hat — wie ihm gleichfalls Tarno unter Lachen vorhält. Und auch gelernt hat er vieles unter den Schauspielern; hat ihn z. B. nicht Philine durch ihr Necken und Locken von dem Ungeschied befreit, mit dem er zuerst als verliebter Dichter unter die Menschen trat?

Dem Adel dient als Fußgestell das Leben und die Arbeit der Bauersleute; an das Schloß und den Park schließt sich das Dorf, der Wald, das Feld; den Junker, wenn er auf die Jagd reitet, grüßt ehrfurchtsvoll der Ackerer am Pfluge, der Schäfer an der Spitze seiner Tiere, und er scherzt vom Pferde herab mit den Mädchen, die die Garben binden oder das Heu mit dem Rechen zusammenraffen. Auch bis zu diesem untersten Stande hat der Dichter bisweilen gegriffen und zeichnet auch dann Bilder von unvergleichlicher Wahrheit. Was kann lebendiger, sprechender sein, als der Bauerntanz unter der Linde in dem Liede: „Der Schäfer putzte sich zum Tanz“? Das Schreien und Jauchzen, das Stoßen und Stampfen, das Gekreisch des Fiedelbogens, der wütende Tanz, die fliegenden Röcke, die Erhizung und die derbe Röte auf den Gesichtern, die sich sträubende Dirne und der Bursche, der sie dennoch bei Seite schmeichelt — dies alles schwingt sich mit schlagendem Takt, in kurzen Worten und kräftigen Reimen, ebenso scharf als flüchtig an uns vorüber. Dem Dichter selbst muß dies Lied*) besonders im Sinne gelegen und gefallen haben, denn im zweiten Buch von „Wilhelm Meister“ (Kap. 11) erinnert er daran und läßt es von Philinen singen, obgleich die Szene, zu der es gehörte (die Szene vor dem Thor im „Faust“); noch nicht ganz fertig war und darum mit samt dem Liede in dem Faust-Fragment von 1790 noch fehlte. Auch im „Göz von Berlichingen“ thut sich mehr als ein Stück Dorfsitte und Bauernart vor uns auf, so im zweiten Akt bei der Hochzeit, an der Göz und Selbig teilnehmen, die eigensinnige Prozeßsucht, die vorherrschende Naturalwirtschaft u. s. w., dann im dritten Akt die Erzählung vom Landgrafen von Hanau, wie er mit seinen Gästen im Freien speiste und das Landvolk herbeilief, sie zu sehen: „Die vollen, runden Köpfe der Bursche und Mädels, die roten Backen alle, und die wohlhabigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Teil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergötzte,“ dann in den letzten Szenen die andre Seite des friedlichen Lebens an der Erde, der gequälte, ausgefogene, endlich gegen seinen Herrn in wilder Grausamkeit aufstehende Fröhner. Sehr charakteristisch ist es auch, wie sich im „Faust“ der alte Bauer zum Herrn Doktor wendet und die Herablassung rühmt, mit der ein so Hochgelehrter sich unter das Volk mengt, denn dieser Respekt ist Bauernmanier:

*) Um sich die ganze Meisterschaft desselben fühlbar zu machen, halte man die ländlichen Freuden der vielen harazischen und anakreontischen Dichter dagegen, z. B. in Hagedorns „Der Mai“:

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
 Nun rufen euch eure Schalmeien,
 Ihr stampfenden Tänzer, hervor.
 Ihr springet auf grünender Wiese,
 Der Bauerknecht hebet die Lese
 In hurtiger Wendung empor.

Herr Doktor, das ist schön von Euch,
 Daß Ihr uns heute nicht verschmäht
 Und unter dieses Volksgebräng
 Als so ein Hochgelehrter geht.

Auch die Unarten und Leidenschaften, die sich in der Landgemeinde regen, sehen wir unter den Flüchtlingen in „Hermann und Dorothea“ ausbrechen, eben so, wie dann der Richter oder Schulze, der Dorfweise, der zugleich der wohlhabendste zu sein pflegt und unter den Dorfgenoßen viel Verwandte hat, auftritt und Ruh und Frieden gebietet. Der Dichter selbst erging sich ohne Scheu bei Schützenfesten, in Wirtshäusern, auf seinen Wanderungen unter dem niedern Volke; wie oft hat er mit den Bauermädchen die halbe, ja die ganze Nacht getanzt — er berichtet darüber selbst in seinen Briefen —, und auf der Harzreise ist er glücklich, den Masken des Hofes entflohen zu sein und Menschen zu treffen, „die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben“ (7. Dezember 1777). Drei Tage vorher hatte er geschrieben: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man niedere nennt, die aber für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren —!“ Zwei Jahre darauf spricht er im Tagebuch zu sich selbst (14. Juli 1779): „Will's Gott, daß mir Acker und Wiese noch werden und ich für 'diesen simpelften Erwerb der Menschen Sinn kriege“ — und aus der Schweiz schreibt er im November desselben Jahres: „Eins glaub ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamem, unveränderlichen Erwerbe nähren, desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armut hab ich sie gefunden.“ Und am 11. Oktober 1781 will er zu Fuß von Gotha über die Gleichen nach Roßberg wandern (er, der Geheimerat, der die letzten Tage im herzoglichen Schlosse auf dem Friedenstein als gern gesehener Gast geweiht und mit dem Pariser Weltmann Grimm verkehrt hatte!) und meldet dies dem Herzog mit den Worten: „Vom hohen Friedenstein durch das flache Land, aus dem zusammengefaßten Leben der obern Menschen zum einzelnen und einfacheren der niederen Landesbewohner.“ Es ist als hätte er sich, als er diese Worte schrieb, nach der Gefangenschaft am Gothaer Hof zurück zu sich selbst, zu der einsamen Natur gesehnt und in ländlichen Herbergen, unter einfältigen, beschränkten, unschuldigen Menschen Erholung von den Fesseln der Gesellschaft gesucht. Bitterer und mehr politischer Art ist die Äußerung, die er ein halbes Jahr später gegen Knebel fallen ließ (17. April 1782): „So steig ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Notdürftige abfordern, das doch auch ein be-

häßlich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gefogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter und wir habens soweit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann." Einige Tage vorher hatte er seiner Geliebten von Meiningen aus geschrieben: „Ich habe mich diese Tage her recht bemüht, meine Gedanken auf die Erdschollen zu konzentriren, und bin nur überzeugt, daß ein Mensch, der seine Lebzeit am Spieltisch zugebracht hat, nicht ein Bauer werden kann. Man muß ganz nah an der Erde geboren und erzogen sein, um ihr etwas abzugewinnen.“ Wie wahr ist diese Bemerkung! Statt Spieltisch ließen sich noch viel andre Wörter setzen!

Die Stände fassen sich zu einer Nation zusammen, und so stehen sich die Völker einander gegenüber, jedes mit bestimmtem Charakter, in eigener Art und Weise. Auch auf diese nationalen Besonderheiten fällt in Goethes Werken hin und wieder ein kurzes, helles Licht. Wir meinen damit nicht den allgemeinen Hintergrund, der je nach dem Lande, in das uns die Dichtung versetzt, ein anderer ist, wie z. B. italienische Luft im „Tasso“ weht, niederländische im „Egmont“ u. s. w., sondern die mehr direkten Urtheile und Bezeichnungen, wie sie in Glimpf und Unglimpf die Nachbarvölker gegen einander anwenden. Im „Götz“ sind der alte und der junge Bauer oder der Brautvater und der Bräutigam beide in ihrem Prozeß von dem aus Bologna gekommenen Juristen ausgeplündert worden, und der erste ruft: „Der Teufel hol den Assessor Sapupi, es ist ein verfluchter schwarzer Italiener.“ Ebenso im „Wilhelm Meister“ 2, 4: „Der schwarzbärtige heftige Italiener.“ Götz träumt von einer bessern Zeit im deutschen Reiche und sagt: „Wir wollten uns mit unsern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchse die Franzosen lagern und zugleich unsern teuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben!“ Jetzt würden die Wölfe wohl anders benannt werden, die Füchse aber sind geblieben, und auch Brander in Auerbachs Keller sagt:

Ein echter deutscher Mann kann keinen Franzosen leiden —

und Aurelie über die französische Sprache (5, 16): „Wie ich sie jetzt von ganzem Herzen hasse! Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache! Sie ist eine perfide Sprache! Ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges »treulos« ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude. Französisch ist recht die Sprache der Welt, wert die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur alle untereinander recht betrügen und belügen können“ u. s. w. Den französischen Gang zur Buhlschaft drückt Mephistopheles aus:

Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos,
 Doch bitt' ich, laßt's Euch nicht verdröhen:
 Was hilft's nur grade zu genießen?
 Die Freud' ist lange nicht so groß,
 Als wenn Ihr erst herauf, herum,
 Durch allerlei Brimborium,
 Das Püppchen geknetet und zugericht,
 Wie's lehrt manche welsche Geschicht.

Das selbe Wort „welsch“ als Ausdruck der Verachtung in der „Dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe“: „So sei es denn mein Schicksal, wie es dein Schicksal ist, himmelanstrebender Thurm, und deines, weitverbreitete Welt Gottes, angegafft und läppchenweise in den Gehirnen der Wälschen aller Völker aufgetapeziert zu werden.“ Auch im „Egmont“ in der ersten Szene: „Brannten und sengten die wälschen Hunde nicht durch ganz Flandern?“ „Mußte doch die wälsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen!“ So auch im „Ewigen Juden“:

Und wie sein Bruder wälscht und sprach,
 Durst er auch wälschen eins darnach.

Als Wortemacher und geschickt in wohlgesetzter Schmeichelei erscheint der Franzose in den „Vögeln“: Treufreund hat vor den versammelten Vögeln eine Rede gehalten, und der erste Vogel sagt: er spricht gut, der zweite: ganz allerliebste, der dritte: ich wollte, ihr hörtet die Sache, nicht die Worte, und Hoffegut setzt hinzu: es ist, als wenn ein Franzos unter die Deutschen kommt. Und der Dichter selbst schreibt, nachdem er die Korrespondenz des Barons von Grimm aus Paris gelesen, an Knebel (17. Oktober 1812): „Die nordischen Heroen, Katharina, Friedrich, Gustav, der Erbprinz von Braunschweig und andre erscheinen als erbärmliche Tributärs des französischen Sprach- und Schwanzübergewichts.“

Auch die andern Nachbarn, die Fläminge, erhalten ihr Teil: ein flämisch Gesicht machen, heißt soviel, als ein mürrisches, verdrossenes. Der Ausdruck kehrt bei Goethe mehr als einmal wieder, wir begnügen uns, die eine Stelle aus „Wilhelm Meister“ 4, 19 anzuführen: „Sie machten unserem Freunde nicht bloß durch ihre Gegenwart, sondern auch oft durch flämische Gesichter und bittere Reden einen verdrießlichen Augenblick.“ Als aufgepuzter, jähzorniger Mann erscheint der Polacke im „Götz“: „Wißt Ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich sein gepicht und gekräuselt Haar von ungefähr mit dem Ärmel verwischt?*) Es war bei Tische und er stach nach Euch

*) Der „Polack“ ist aber nicht von Goethe, sondern stammt, wie die ganze Stelle, aus der Lebensbeschreibung des Götz.

mit dem Messer. Den schlug ich wacker aus dazumal.“ Die polnischen Edelleute überfallen in Schwärmen gegenseitig ihre Schlösser und ziehen erst weiter, wenn alles aufgezehrt und ausgeleert ist, ja mancher arme Graf lebt nur als solcher Krippenreiter („Wahlverwandschaften,“ Teil 2, Kap. 5): Charlottens Wintervorräte waren zu Ende und einer in der Gesellschaft rief: „So lassen Sie es uns auf polnische Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und so gehet es dann weiter in der Runde herum!“

Auch die Deutschen selbst werden nach ihren Eigenschaften von Goethe oft übel behandelt, und Schiller that desgleichen — es war der ungeheure Abstand, der beide Dichter von der platten, urteilslosen Menge trennte, und die Verkennung, die sie erfuhren, was sie oft zu bitterem Hohn gegen „Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit“ hinriß. Doch gehen wir an dieser Stelle nicht darauf ein und gedenken nur der Art, wie Aurelie im „Wilhelm Meister“ das deutsche Wesen zeichnet (4, 20): „Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutsche bin; es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird,“ (4, 16): „Die deutsche Nation kam mir im ganzen so linksich vor, so übel erzogen, so leer von gefälligem Wesen, so geschmacklos. Oft rief ich aus: Es kann doch kein Deutscher einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat.“ Ähnlich war ohne Zweifel Goethes Stimmung in manchen Augenblicken, wie es auch das Urteil der Fremden zu sein pflegt, doch fühlte er wohl, daß damit nur die eine Seite getroffen war, und versäumte nicht, Aurelie sogleich den Zusatz in den Mund zu legen: „Sie sehen, wie verblendet, wie hypochondrisch ungerecht ich war.“

Was nun noch einen Bestandteil der europäischen Bevölkerung betrifft, der jetzt dem Beobachter auf allen Wegen als herrschend begegnet, wir meinen die Judenschaft, so war dieser zu Goethes Zeit noch in allen Landen als ein Fremdes, gänzlich Heterogenes in Schranken und zur Seite gehalten, und so tritt nirgends in Goethes Dramen und Romanen ein Jude als Gestalt für sich auf — außer wenn man die possenhafte Figur des Marдохai im „Jahrmarttsfest von Plundersweilern“ als solchen gelten lassen will. Aber am 28. Oktober 1782 schreibt er der Frau von Stein: „Einen guten Morgen zu sagen, hat mich der Jude Ephraim abgehalten. Von ihm zu erzählen, wird mir ein Spaß sein. Bald hab ich das Bedeutende der Judenheit zusammen. Und habe große Lust, in meinem Roman auch einen Juden anzubringen.“ Leider kam dieser Plan nicht zur Ausführung; die Charakteristik wäre ohne Zweifel eine lebendige, nicht, wie bei Lessing, von einem bloßen abstrakten Grundsatz, dem des gleichen Menschenrechts und der religiösen Duldung, eingegebene gewesen — zumal da schon der Knabe Goethe in seiner Vaterstadt auch sonst Gelegenheit fand, die jüdische Art und Unart frühzeitig kennen zu lernen. Vielleicht entstand bald, nachdem jene Briefstelle geschrieben worden, das spätere Zwischenpiel im Jahrmarttsfest, wo Haman

in Alexandrinern, halb ernsthaft, halb närrisch, den König Ahasverus mit dem „Bedeutenden der Judenheit“ zu schrecken sucht, z. B.:

Der Jude liebt das Geld und fürchtet die Gefahr;
Er weiß mit leichter Müß und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins Geld aus dem Land zu tragen —

oder:

Sie wissen jedermann durch Borg und Tausch zu fassen;
Der kommt nie los, der sich nur einmal eingelassen —

oder:

Es ist ein Jeglicher in deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Israel verwandt,
Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen,
So lang die Ordnung steht, so lang hat's nichts zu hoffen.

Goethes Verehrung für Spinoza hatte mit dem Judentum und dessen Verhältnis zur Gesellschaft nichts zu schaffen; der Dichter bezog sich auf ihn, wie er auch Worte des Psalmisten, der Propheten u. s. w. anzuführen liebte. Über Moses Mendelssohn aber, den Vorboten der kommenden Zeit, äußert er sich ziemlich geringschätzig; als dessen „Morgenstunden“ oder Vorlesungen über das Dasein Gottes 1785 erschienen waren, schrieb Goethe am 1. Dezember an Jacobi: „Was hast du zu den Morgenstunden gesagt? und zu den jüdischen Pfaffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und Lessing eingeführt hat! O du armer Christe, wie schlimm wird dir es ergehen, wenn er deine schnurrenden Flügelin nach und nach umspinnen haben wird“ u. Auch sonst streift in den Dichtungen und Betrachtungen der Judentum wie ein Schatten hin und wieder durch die heitern Abbilder der Wirklichkeit, z. B. Faust:

Das ist ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud und König kann es auch.

Ist der Vater ein Geizhals gewesen, dann vergeudet der Sohn das Geld („Politica“):

Juden und Suren, die werden's fressen.

Schah Abbas thront in Ispahan, und Gesandte kommen aus allen Weltgegenden; Geschenke werden gebracht, großer Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald hochfahrend verschmäht, bald darum jüdisch gemarktet („Westöstlicher Divan,“ Pietro della Valle). Ähnliche kurze Andeutungen auch im „Wilhelm Meister“: der Aktuar (1, 13) ritt auf einem Pferde, das er gestern vom Juden getauscht; (2, 11): die Übrigen stritten, ob der Harfenspieler ein Pfaffe oder ein Jude sei; zur Kriegszeit, bei häufigen Durchmärschen, hatte Wilhelm (4, 11) einen Boten ausgesendet, aber dieser mußte schleunig umkehren, um nicht für einen jüdischen Spion angesehen zu werden; Werner bittet seinen Freund, er möge sein Haar anders tragen, „sonst, sagt er (8, 1), hält man

dich denn doch einmal unterwegs als einen Juden an und fordert Zoll und Geleite von dir.“ Auch im „Heineke Fuchs“ (10. Gesang):

Und auf Kräuter und Steine versteht sich der Jude besonders —

und im 5. Gesange sagt Lampe:

Hüsterlo nennen die Leute
Jenen Busch, wo Simonet lange, der Krumme, sich aufhielt,
Falsche Münze zu schlagen.

Im „Westöstlichen Divan,“ Buch der Betrachtungen, folgt auf den Spruch:

Da dacht ich: ehrlich sein
Ist doch das Beste;
War es nur kümmerlich,
So steht es feste —

gleich der andre:

Zu genießen weiß im Prachern
Abrahams geweihtes Blut,
Seh ich sie im Bazar schachern,
Kaufen wohlfeil, kaufen gut.

Setzt man sich diese und andre zerstreuten Züge zusammen, so erhält man ungefähr ein Bild dessen, was die Juden in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts waren oder wofür sie galten oder wie der Dichter sie sich dachte.

Wir werfen zum Schlusse noch einen Blick auf die Anredeformeln, wie sie bei Goethe im gefelligen Verkehr der Individuen und der Stände untereinander herrschen, Formen, die uns noch immer eigentümlich ansprechen, wenn wir sie auch nicht mehr brauchen. Schon bei den mittelhochdeutschen Dichtern gilt neben dem natürlichen und vertraulichen Du ein aus dem Romanischen eingedrungenes höfliches Ihr und Euch. Der Geringere nennt den Höhern Ihr und erhält von ihm Du; in der Kaiserchronik duzt der Papst den Kaiser, der Kaiser giebt dem Papst Ihr. Frauen und Geistliche werden mit Ihr angeredet; zwischen Freunden gilt Du, zwischen Fremden Ihr. Auch Eheleute reden sich mit Ihr an; der Vater empfängt von den Kindern Ihr, die Mutter vom Sohne gleichfalls Ihr, von der Tochter wegen größerer Vertraulichkeit Du. Gerät der Sprechende in Leidenschaft oder Zorn, so verwandelt er das nähere Du in das fremdere Ihr oder umgekehrt das höfliche Ihr in das gemeinere Du. Dies blieb so bis etwa zu der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Da entsprang aus der dem französischen Monsieur und Madame nachgeahmten Anrede Herr und Frau der Gebrauch der dritten Person Singularis, und dies Er und Sie bezeichnete nun eine noch tiefere Ehrfurcht und Unterordnung des Redenden, als das Ihr. Mit dem Ausgange des unglücklichen siebzehnten Jahrhunderts und dem Beginn des achtzehnten, als überall kriechende Not herrschte und die persönliche Selbstachtung erloschen war, wurde das Er und Sie noch weiter überboten: der Untertänige, der Furchtsame und Schmeichler, der die Klust zwischen

dem Redenden und dem Angeredeten, den Abstand, der die Stände schied, nicht groß genug machen konnte, verwandelten es in das Sie und Ihnen des Plurals, und dieser unsinnige Gebrauch hatte um die Zeit von Goethes Jugend schon weiten Raum gewonnen. So gab es nun vier Stufen der Höflichkeit, die eine immer feiner, demütiger als die andre: das Ihr stand dem Du nicht sehr fern, das Er dauerte neben dem Plural, doch immer mehr sinkend, während des Jahrhunderts fort. Der junge Student Goethe in Leipzig hatte im Jahre 1765 seinem Freunde Riese mit Ihr und Euer geschrieben, jener antwortet mit Sie und Ihnen, und Goethe zürnt darüber („Sie, Sie — das lautet meinen Ohren so unerträglich“). In Straßburg schreibt er 1770 einem andern Freunde Limprecht mit Er und Ihm, fällt aber gleich darauf und in demselben Briefe in das Sie des Plurals. In den Briefen an die Mutter vor der Schweizerreise 1779, in denen er ihr seinen und des Herzogs Besuch in Frankfurt ankündigt, redet er sie in der dritten Person des Singulars an: „Sie möcht ich recht fröhlich sehen und Ihr einen guten Tag bieten, wie noch keinen“; „antworte Sie mir sogleich“; „wenn Sie mir erst Ihre Ideen geschrieben hat“; „so eine Antwort wünscht ich von Ihr, liebe Mutter“; „was Ihr noch einkommt, schreibe Sie mir“ u. s. w.; wo beide Eltern gemeint sind, braucht der Schreibende Ihr und Euch. Aber drei Jahre später, in dem für sein inneres Leben bedeutungsvollen Schreiben an die Mutter vom 11. August 1781 herrscht schon durchgängig das Sie und Ihre und Ihnen, ganz wie heutzutage. Wenden wir uns zu den Dichtungen jener Jahre, so findet sich im „Faust“ noch gar kein Sie, es wechselt darin Er, Ihr und Du, zuweilen ohne viel Wahl, wie ein lebhaftes Gespräch es mit sich bringt, meistens aber in der Unterscheidung, die das Verhältnis der Stände forderte. Faust bei der ersten Begegnung auf der Straße redet Gretchen mit der feinsten Höflichkeit in der dritten Person des Singulars an:

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

In der darauf folgenden Gartenszene sagt Gretchen immer Ihr, Faust giebt ihr in der Sprache der Liebe das feurige, innige Du, bis auch sie am Schlusse in den Ruf ausbricht:

Besten Mann, von Herzen lieb ich dich!

Zwischen Faust und Wagner herrscht, wie es bei Professor und Student oder Famulus sich ziemt, das althergebrachte Ihr, das nur am Ende des Spazierganges bei lebhafterer Aktion in das ungezwungene Du übergeht. In der Szene, wo Mephistopheles im Doktorleide den Schüler empfängt, wird von beiden Seiten, wie billig, das Ihr angewandt; in der, wo Mephisto sich zuerst der Frau Marthe Schwerdtlein vorstellt, sagt er ehrerbietig im Singular:

Ich kenne Sie (eam) jetzt, mir ist das genug;
Sie hat da gar vornehmen Besuch —

und zu Gretchen:

Sie hat ein Wesen, einen Blick so scharf,
Wie freuts mich, daß ich bleiben darf —

und Frau Marthe fragt:

Was bringt Er denn? Verlange sehr —

worauf Mephistopheles:

Ich wollt, ich hätt eine frohere Mähr!
Ich hoffe, Sie läßt michs drum nicht büßen:
Ihr (ejus) Mann ist tot und läßt Sie (eam) grüßen.

Im Verfolg der Szene geht dann bei näherer Bekanntschaft das vornehmere Er und Sie in das bequemere Ihr des Plurals über. In Auerbachs Keller dagegen dient das Er gegen den Schluß zum Ausdruck des Bornes, es ist schon herabsiehend:

Laß Er uns das zum zweiten male bleiben!
Was, Herr, er will sich unterstehn
Und hier sein Hokuspokus treiben?

Wie in dieser Szene steht auch sonst das Er nicht leicht anders als mit Hilfe eines Substantivs der Anrede, wie Herr, Schwager, Gevatter, Freund, guter Freund, Meister, mein Kind u. s. w. Der Kaufmann spricht höhrend zu Hermann:

Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?

Im „Wilhelm Meister,“ in einer ganz andern Welt, wird in der dritten Person des Plurals gesprochen, Wilhelm z. B. sagt zu Philinen, da wo er ihre Pantoffeln vor seinem Bette findet und sie selbst hinter den Vorhängen vermutet: „Stehen Sie auf, Philine,“ u. s. w. Dennoch geschieht es auch hier, bei der Fülle und Mischung der verschiedensten Standes- und Lebenssphären, daß die gesellige Stellung der Person in der Form der Anrede ihren Widerschein findet. So gleich in den ersten Kapiteln: die alte Barbara redet zu Wilhelm mit dem Sie des Plurals, er zu ihr mit dem des Singulars, Barbara zu Marianne mit Ihr und Euch, diese zu jener mit Du. Der Graf spricht zu dem Schauspieldirector Melina, gleichsam von der Standeshöhe herab: „Ruf Er seine Leute zusammen und stell Er sie mir vor, damit ich sehe, was an ihnen ist.“ Und bald darauf: „Ich will einen Freund zu Euch schicken und wenn Ihr billige Bedingungen macht und Euch recht viel Mühe geben wollt, so bin ich nicht abgeneigt“ u. s. w. Und die Gräfin sagt zu Philine: „Sieht Sie, Kleine, sieht Sie, mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir“ u. s. w. und ebenso die Baronin: „Endige Sie doch das angefangene Liedchen.“ Hermann redet zu seinen Eltern mit Ihr, die ihn dagegen duzen, und so sagt auch Wilhelm zur Mutter: „Schelten Sie das Puppenspiel nicht,“ und sie zu ihm: „Mach es nur mäßig“ — ein Zug der Unterwürfigkeit der Kinder, wie er sich aus alter Zeit vererbt hatte. Dem Apotheker und Pfarrer giebt Hermann das Ihr, fie

sind ja Fremde, ältere Personen; umgekehrt duzt der Pfarrer bisweilen Hermann, denn er ist sein Zögling und jüngerer Freund. So sagt auch Egmont zu seinem Sekretär Du, dieser zu jenem Ihr. Zwischen Hermann und Dorothea schwankt die Anrede: er duzt sie in der idealen Sprache der Poesie, sie das bescheidene, niedrigere Mädchen, sagt Ihr, und nur in der schönen Szene, wo beide am Brunnen sitzen, und in jener andern, wo sie auf dem Heimweg eben zum Birnbaum gelangen, bedient sie sich des homerischen und antiken Du und Dir. Der Vater nennt seine Frau Mutter (er spricht gleichsam im Namen der Kinder):

wahr ist auch die Geschichte,
Mütterchen, die du erzählst —

und sie ihn dagegen Vater:

Immer bist du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn!

Auch zu dem würdigen Richter tritt der Pfarrer mit der Anrede Vater, die in manchen Mundarten alter Zeit dem erfahrenen Greise, besonders dem Richter, von selbst zukam; nennt doch auch Telemach den göttlichen Sauhirten wiederholt *πάτερ*, d. h. Vater. Das Bürgermädchen bekommt noch nicht den Titel Fräulein:

Bin weder Fräulein, weder schön —

und Frau Marthe sagt:

Denk doch, der Herr dich für ein Fräulein hält!

Später sagt Mephisto bloß Jungfrau:

Und hier die Jungfrau ist auch da?

wie auch Werther zu dem Dienstmädchen am Brunnen: „Soll ich ihr helfen, Jungfer?“ Der Ehemann wird mit Schatz, Wirt, Herr bezeichnet. So sagt Frau Marthe:

Ich möchte gern ein Zeugnis haben,
Wo, wie und wann mein Schatz gestorben und begraben —

und Mephistopheles rät ihr an:

Wär ich nun jetzt an Eurem Plage,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Wißt' dann unterweil nach einem neuen Schaze.

Elisabeth im „Göz“ sagt: „Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt,“ und so redet auch Gertrud in Schillers „Tell“ ihren Mann an: „Mein lieber Herr und Ehemann,“ und Staufacher sagt: „Bleibt doch, bis meine Wirtin kommt.“ In der mehr modernen Sphäre des „Wilhelm Meister“ aber spricht der Graf zur Gräfin: „Mein Kind, betrachte mir diesen Mann genau.“

Überblickt man diesen mannichfachen Redegebrauch und vergleicht ihn mit dem jetzigen, so ist nicht zu leugnen, daß sich darin vieles zum Bessern gewandt hat. Wie wir unsern Briefen keine französische Aufschrift mehr geben, was doch im vorigen Jahrhundert ganz allgemeine Sitte war, so betiteln wir die Frau

und das Fräulein nicht mehr mit Madam und Mamsell — wie z. B. in der „Stella“ geschieht und wie auch Mephisto sagt:

Madam, es thut mir herzlich leid.

Das Ihr und Er ist ganz verschwunden, das Sie des Plurals ist alleinherrschend geworden und geht bis tief in die untersten Schichten hinab. Es ist dies ein Zeichen der umfichgreifenden demokratischen Gleichheit, an sich aber eine häßliche, die Sprache und ihren Bau entstellende Wendung. Die Italiener sind unter spanischem Einfluß zu einer gleichen Unnatur verführt worden: sie sagen mit dem Femininum der dritten Person des Singulars ella, lei, la, le — in beiden Sprachen gleichsam eine Narbe aus vergangenen unglücklichen Zeiten und auch hierin, wie in größeren Dingen, ein Parallelismus der Geschehnisse beider Völker.



Nochmals Rietschels Lutherkopf.



er um den Wormser Lutherkopf entbrannte Streit, der in der sächsischen Hauptstadt nun schon seit Monaten die Gemüter beschäftigt, ist insoweit einem Abschlusse zugeführt worden, als die Grundlosigkeit der gegen Professor Donndorf vorgebrachten Beschuldigung, daß „auf seinen einseitigen Machtspruch hin“ Rietschels Arbeit an dem Kopfe durch das unvollkommene Werk eines Schülers ersetzt worden sei, durch vollgiltige Zeugnisse erwiesen worden ist. Damit hat jedoch der begonnene Streit sein Ende noch nicht erreicht; nur das erwünschte Resultat ist erzielt worden, daß er von nun an ohne Bitterkeit, ohne den Stachel persönlicher Anschuldigungen fortgeführt werden kann.

Jedem denkenden Kunstfreunde werden sich die Fragen aufdrängen: Wie ist es möglich, daß der in Besitz des Herrn Dr. Kiez erhaltene Lutherkopf, dieses erhabene und unvergleichlich schöne Kunstwerk, dem Wormser Denkmale verloren ging? Welche Gründe waren schwerwiegend genug, um zu bewirken, daß Rietschel, der noch am 5. Januar 1861 seinem Freunde Thäter geschrieben hatte: „Du weißt, wie gern ich liebevoll meine Sachen selbst vollende, nicht eine Falte aus der Hand gebe,“ wenige Tage später einen Gehilfen beauftragen und ermächtigen konnte, an dem Kopfe der Mittelstatue seiner neu entstehenden Schöpfung Veränderungen vorzunehmen? Sollten wirklich — nur widerstrebend wird der Kundige auch diese Frage zulassen, namentlich dann, wenn ihm auch persönliche Erinnerungen an den milden und gütigen, und doch im